

Gastkolumne

2019, das Jahr der gebrochenen Versprechen

Drei Wortbrüche haben dieses Jahr dem Westen grossen Schaden zugefügt. Die Übeltäter? Donald Trump – und Emmanuel Macron



Paul Widmer

Nichts zählt in der Aussenpolitik so viel wie Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Glaubwürdig ist, wer so handelt, dass Worte und Taten übereinstimmen. Das erweckt Vertrauen. Dieses entsteht langsam, über die Jahre hinweg. Aber man kann es mit einer einzigen Tat im Nu zerstören.

Vertrauensbrüche sind in der Aussenpolitik nichts Neues. Die Weltgeschichte ist voll von Verrat und Treulosigkeit. Aber was in den letzten Monaten zusammenkam, übertrifft das ordentliche Mass an Unordentlichkeit. Die gravierenden Vertrauensbrüche sind zum Signum des Jahres geworden. Sie haben die internationalen Kräfteverhältnisse schwer erschüttert. Dazu drei Beispiele.

Zuerst kommt einem Donald Trump in den Sinn. Sein Verrat an den syrischen Kurden, den besten Verbündeten im Kampf gegen die Terrormiliz IS, ist empörend. Der unermessliche Dienst, den die Kurden nicht nur den USA, sondern der Welt erwiesen hatten, wurde ihnen übel vergolten.

Der Verrat ist nicht nur menschlich eine Tragödie. Auch politisch ist er ein katastrophaler Missgriff. Mit dem abrupten Abzug der amerikanischen Truppen stärkte Trump ausgerechnet die grössten Feinde Amerikas in der Region, nämlich Russland und Iran. Zudem kuschelte er vor dem unbotmässigen

Erdogan. Und die kurdische Armee – eine Armee, die die USA mit Hunderten von Millionen Dollar ausgebildet und ausgerüstet hatten – trieb er Asad in die Arme. Kommt hinzu, dass der Kampf gegen die aus den kurdischen Internierungslagern entflohenen IS-Terroristen von neuem beginnt.

Einmal mehr war auf Trump kein Verlass. Er sagt bald dies, bald das. Was sollen Amerikas Freunde in der Region – Israel, Ägypten, Jordanien – davon halten? Und was die Verbündeten in anderen Weltregionen? Man kann es drehen, wie man will: Amerikas Allianzsystem wurde schwer beschädigt.

Gab es schon Ähnliches? Mir kommt das Sykes-Picot-Abkommen von 1916 in den Sinn. Damit die Araber im Ersten Weltkrieg an Grossbritanniens Seite gegen die Osmanen kämpften, stellte man ihnen als Preis die Unabhängigkeit in Aussicht. Doch nach dem Krieg wollte man sich nicht mehr daran erinnern. Hinterrücks hatten London und Paris den Nahen Osten unter sich aufgeteilt, und die Araber betrogen. Der Schaden war riesig. Der Vertrauensbruch wirkt bis heute nach.

Zweites Beispiel: Im Herbst blockierte Präsident Emmanuel Macron die Aufnahme von EU-Beitrittsverhandlungen mit Nordmazedonien und Albanien. Jean-Claude Juncker nannte den Einspruch einen «schweren historischen Fehler». Denn beide Länder hatten alle Vorbedingungen erfüllt. In der Sache mochte Macron recht haben. Strengere Erweiterungskriterien hätten der EU gutgetan. Aber die Weichen wurden früher falsch gestellt. Und während des Spiels ändert man die Regeln nicht. Die Südosteuropäer sind nun im Ungewissen darüber, ob sie überhaupt eine europäische Zukunft haben – ein ideales Biotop für Länder wie Russland, China oder die Türkei, die ihren Einfluss in



Einmal mehr war auf Trump kein Verlass. Er sagt bald dies, bald das.

der Region verstärken möchten. In welchem Ausmass, wird sich weisen.

Macrons Vorgehen gemahnt an Trumps Umgang mit Iran. Trump kündigte letztes Jahr das internationale Nuklearabkommen von 2015 auf und verhängte neue Sanktionen, obschon Teheran die Auflagen erfüllte. In diesem Fall zeichnet sich schon ab, wie es weitergeht. Iran liess verlauten, es werde sich ebenfalls nicht mehr an die Auflagen halten. Der atomare Wettlauf dürfte in einer Weltregion wieder einsetzen, die mit dem israelisch-palästinensischen Konflikt sowie dem iranischen und dem saudischen Streben nach regionaler Vormacht ohnehin explosiv aufgeladen ist. Das ist eine sehr gefährliche Entwicklung.

Schliesslich noch die unrühmliche Rolle des Europarats im Konflikt mit Russland: Auch hier zog ein selbstherrlicher Macron, der mit Putin ins Gespräch kommen will, die Fäden im Hintergrund. Ohne russisches Zugeständnis nahm der Europarat die Sanktionen, die er nach der Annektierung der Krim gegen die russische Delegation verhängt hatte, zurück. Eine üble Desavouierung der Ukraine. Aber welche Wahl hatten die Parlamentarier? Sie mussten zwischen Pest und Cholera, zwischen einem Kniefall vor Moskau und dem Absinken in die Bedeutungslosigkeit wählen. Sie wählten das Erste, um das Zweite zu vermeiden – und werden Letzteres wohl obendrein als Zugabe bekommen.

2019 war ein Jahr des Vertrauensbruchs. Das bedeutet: Die Welt ist gefährlicher geworden. Die Folgen werden sich zeigen, wenn nicht heute, dann sicher morgen.

Paul Widmer war Diplomat und lehrte internationale Beziehungen an der Uni St. Gallen.

Medienkritik

Schwarzer Freitag einer Sportzeitung



Stephan Klapproth

That's when the shit hits the fan»: Als ich das Sprachbild von der Scheisse, die in den Ventilator gerät, erstmals hörte, bekam ich einen Lachanfall und das Bedürfnis, eine Pelerine zu kaufen. Heute prägen sogenannte Shitstorms im Internet die öffentliche Debatte. Der italienische «Corriere dello Sport» zog eben einen auf sich, der die Frage aufwirft, ob der in den sozialen Netzwerken herumfliegende Mist uns nicht allen bald das Maul stopfen wird.

Der «Corriere dello Sport» kämpft seit Jahren gegen jene hirnamputierten Primaten, die in Italiens Fussballstadien Affenlaute absondern, sobald ein schwarzer Spieler an den Ball kommt. Nun aber setzte die Zeitung den Titel «Black Friday» über ihren Aufmacher, in dem sie sich freute auf das am Freitag bevorstehende Duell zwischen Inter-Stürmer Romelu Lukaku und Roma-Verteidiger Chris Smalling, die beide dunkler Hautfarbe sind.

Der Sturm blieb nicht aus. Es folgte ein Stadionverbot für Journalisten des «Corriere dello Sport», und europaweit brandmarkten Medien die «Black Friday»-Schlagzeile als rassistisch. Eine «Headline from Hell» sei das gewesen, meinte etwa «Watson» in der Schweiz. Und «Spiegel online» donnerte, die Blattmacher hätten Lukaku und Smalling «auf ihre Hautfarbe reduziert».

Das ist – auch wenn es alle sagen – Quatsch. Das Sportblatt würdigt Lukaku und Smalling im Text als Grosse des italienischen Fussballs. Viktor Röthlin war ein weisser Marathonläufer. Bin ich ein Rassist, wenn ich das sage? Die verkrampte Angst, die Hautfarbe hervorzuheben, verrät, dass man dieses Merkmal (wie die Rassisten) für wertend hält. Wer seine «Black Friday»-Schlagzeile rassistisch nenne, habe das Gift des Rassismus schon in sich, verteidigte sich der Chefredaktor des «Corriere dello Sport». Er hat recht. Denn wer Sprachtabus verbreitet, ist auch nur ein Schwarz-Weiss-Denker.

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

49 Prozent

Ich bin ein alter weisser Mann – und das ist gut so



Patrick Imhasly

Es ist kein Zuckerschlecken, ein alter weisser Mann zu sein. Der abgewählte Zürcher SP-Nationalrat Thomas Hardegger zum Beispiel musste konstatieren, dass in der heutigen Zeit weibliche, junge, grüne und urbane Leute gefragt seien. Das hat ihn, den 63-jährigen Hinterbänkler, nach acht Jahren seinen Sitz im nationalen Parlament gekostet.

Und der heilige Zorn seines Berner Parteikollegen Hans Stöckli, eben erst als neuer Präsident des Ständerats intronisiert, wird sich verständlicherweise wohl noch eine Weile halten. Hatte doch am Tag seiner glänzenden Wiederwahl ein junger Journalist die Chuzpe, Stöckli in einem Interview vorzuhalten, er hätte eigentlich zugunsten der

Grünen Regula Rytz auf den zweiten Wahlgang verzichten können.

Eine neue Stufe in Sachen Männerbashing hat kürzlich der «Tages-Anzeiger» erreicht. In einem Kommentar lässt das Blatt keinen Zweifel daran, wer die eigentliche Schuld für die Erwärmung der Erde infolge des Klimawandels trägt: «Männer aus dem 20. Jahrhundert». Erklären lasse sich das mit dem Männerbild, das in der Industriegesellschaft vorgeherrscht habe: «Dieses läuft quasi mit Erdöl – als männlich gilt unter anderem: starke Autos fahren, Geschwindigkeit lieben, um die Welt jetten, viel Fleisch essen.» Statt eigens für Männer umweltverträgliche Ersatzmittel wie vegane Burger oder mächtige Stromautos auf den Markt zu bringen, wäre es «wohl wirksamer, CO₂-arme Männerbilder zu fördern».

Ob einem derart verklemmten Verständnis von Männlichkeit wird es inzwischen sogar manchen Frauen unheimlich. In ihrem Buch «Neue Väter brauchen neue Mütter» hat die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm schon vor einem Jahr davor gewarnt, Männer weiterhin «in defizitären Kategorien» wahrzunehmen. Viele Männer fühlten sich in

Kollektivhaftung genommen und von der Diskussion über gesellschaftliche Veränderungen ausgeschlossen, legte sie kürzlich in der NZZ nach: «Welche andere Rolle bleibt ihnen übrig, als zu schweigen?» Als ihr Beitrag dann in den sozialen Netzwerken kontrovers diskutiert wurde, relativierte sie: «Keine meiner Aussagen zielt darauf, Frauen sollten sich in die männliche Psyche einfühlen.» Aber genau darum ginge es ja – Männer sind auch nur Menschen, die verstanden werden wollen.

Das versuchen zumindest die beiden amerikanischen Psychologinnen Clare Thomas und Erin Holmes, wenn sie in einer Studie der Frage nachgehen, welche Spuren das sogenannte mütterliche Gatekeeping bei den Vätern hinterlässt. Der Begriff bezeichnet das Phänomen, dass von den Männern verlangt wird, sich stärker in die Familien- und Hausarbeit einzubringen; tun sie das, sind die Mütter dann aber allzu oft nicht bereit, ihre Hoheit über die sozialen Belange abzugeben und die Männer die Kinder auf ihre Weise erziehen zu lassen. Männer, die ständig kritisiert werden, ziehen sich aber zurück oder neigen gar zu depressivem Verhalten.



Ob einem derart verklemmten Verständnis von Männlichkeit wird es inzwischen sogar manchen Frauen unheimlich.

Doch auch die Psychologinnen machen eine halbe Kehrtwende: Vielleicht sei das mütterliche Gatekeeping ja bloss ein Schutzmechanismus gegen die Launen der Männer.

Bleib cool, alter weisser Mann – kann man da nur sagen. Deine grossen Zeiten stehen dir noch bevor. Gefragt ist jener Typus, der ein souveränes Verständnis von Männlichkeit an den Tag legt: selbstbewusst und umsetzungsstark, zugleich empathisch, neugierig und kommunikativ. Und auch wenn diese Erkenntnis im feministischen Diskurs noch nicht angekommen ist: Es gibt immer mehr Vertreter dieser begehrten Spezies. Verbringt man einen Abend in einer geselligen Runde, kommt es neuerdings vor, dass ein Mann sich outet und erklärt, er fühle sich nicht betroffen von den Diskussionen um die Defizite seines Geschlechts. Und das sagt er nicht, weil er zu dumpf wäre, die Zeichen der Zeit zu erkennen. Nein, er hat sich seine Gedanken gemacht und ist mit sich und der Welt einigermaßen im Reinen. Auch ich bin ein alter weisser Mann – und das ist gut so.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».